Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 260 | Bydgoszcz / Bromberg, 15. November | 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen

von André Mairock

(13. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Der Hof des Klausenbauern stand weit drin im Tal. Die Vorderfront des Hauses wandte sich vom Dorf ab und war den Bergwäldern zugekehrt, als lebte es mit den übrigen Häusern des Taldorfes in Unfrieden. Dem war aber nicht so: Der Klausenbauer war ein friedeliebender, rechtschaffener Mann, der sein ganzes Leben lang gearbeitet und geradert hatte, um sich von der schweren Schuldenlast zu befreien, in die ihn eine lange, schwere Krankheit der Klausenbäuerin gebracht hatte. Er nahm sich wenig Zeit — es blieb ihm auch wahrlich keine! —, sich um seine beiden Söhne zu kümmern. Er sah lange nicht, daß sie ganz verschiedentlich geartet waren; denn während der ältere von dem ernsten, arbeitsfreudigen Schlag des Vaters war, zeigte der jüngere schon sehr frühzeitig ein hohes Maß von Roheit und Händelsucht. Und wenn sein Kopf ihm einmal nicht hinausging, wie er es wollte, dann konnte er störrisch sein wie ein Ochse. Ja, sein Trotz ging oft soweit, daß er tagelang keinen Bissen Brot zu sich nahm, kein Wort sprach und sich nur unwillig und auf Rache brütend im Haus herumdrückte. Das wurde mit den Jahren immer ärger, und so war es oft gut, daß das Haus den schweigsamen Wäldern zugekehrt war, in denen die Streitereien ungehört verhallten. Auch in der Arbeit unterschieden sich die beiden Söhne des Klausenbauern. Jörg drückte sich gern davon, wo er nur konnte: er war kein Freund vom Rackern und von Schindereien, wie sie nun über die Sommerzeit manchmal notwendig waren. Vielleicht lag der Grund seiner Faulheit in der Erkenntnis, daß der Hof doch einmal dem älteren Bruder zufiel, und so lag ihm nicht viel am Geschick des Hofes, und er konnte es ganz gut sehen, wenn einmal das Unglück in den Stall einbrach. Das konnte der Alte nicht ertragen, und so kam es zwischen dem Vater und seinem jüngeren Sohn nicht selten zu heftigen Zerwürfnissen, wobei der ältere Sohn dann die Partei des Vaters ergriff, so daß sie oft zu zweit auf den Burschen einrückten. Alles aber, was sie damit erreichten, war, daß sie nur die ohnmächtige Wut und den Rachedurst des ungeratenen Burschen schürten. — — Und da war dem Klausenjörg plötzlich die Tochter des Rabenfluhwirtes ins Auge gefallen, und damit hatten seine Gedanken eine ganz andere Richtung genommen: Wenn er nicht Klausenbauer worden konnte, dann war er auch als Wirt „Zur Rabenfluh“ zufrieden, und sofort begann er mit seinen heimlichen Werbungen, kehrte täglich in die Rabenfluh ein, ob nun die Arbeit drängte oder nicht. Zenzl, die anfangs ganz ahnungslos war, begegnete ihm freundlich und kameradschaftlich, da sie sich doch aus der Schulzeit her kannten. Als er aber deutlicher wurde, zog sie sich allmählich wieder zurück. Das ärgerte ihn und reizte seinen Trotz, und mit aller Gewalt suchte er jetzt einen Weg zu ihrem Herzen. Da kam Gottlieb Frühauf, der neue Schulmeister, in den Schwarztann, der auch bald und mit etwas mehr Glück, wie es schien, um das Mädchen warb. Trotzdem wollte es aber zu keiner Entscheidung zwischen den beiden Freiern kommen. Zenzl wartete und wartete, und der Klausenjörg, der immer von größerer Eifersucht auf den Schulmeister gepackt wurde, geriet in eine neue, sinnlose Leidenschaft, die bald alles, was noch gut an ihm war, ersticken ließ: er fing an zu trinken . . .

Und dann war plötzlich Heinrich Schrund aus der Fremde heimgekehrt und brachte eine gewaltige Änderung in die Dinge. Zenzl war von der ersten Stunde an wie umgewandelt, der Schulmeister zog sich zurück, der Klausenjörg brütete auf Rache: Man merkte, hier hörte aller Kampf auf, weil die Liebe mächtig dazwischengetreten war . . .

Und da kam der Klausenjörg jetzt darauf, daß mit dem jungen Scheibenhofer irgend etwas nicht ganz stimmte, daß er mit der Welt draußen aus irgend einem Grund nicht mehr brechen konnte und nicht mehr brechen durfte. Man mußte also warten, bis er wieder fort war. Man konnte höchstens ein bißchen schieben. . . .

Im Osten graute der Morgen schon, als der Klausenjörg dem Taldorf zuging. Sein Schritt war unsicher, sein Blick starr und blöd. Man sah ihm an, daß er wieder stark getrunken hatte. Denn als Heinrich in der Nacht von ihm gegangen war, hatte der Klausenjörg noch die Rabenfluh aufgesucht. Nur zwei Bauern hatten noch in der Stube gesessen, die mit dem Wirt Karten spielten. Er hatte sich einsam an einen leeren Tisch gesetzt, trank und wartete auf eine Gelegenheit, mit Zenzl ein Wort zu reden. Und als es ihm endlich geglückt war, hatte er wieder nicht mehr erreichen können als eine Abfuhr, diesmal sogar eine recht tüchtige. Jetzt war das Maß voll gewesen. Und wie er so vor sich hin auf Rache gebrütet hatte, war die Türe aufgegangen, und ein Grenzjäger kam herein. Sofort, einem plötzlichen rachesüchtigen Gedanken folgend, war der Klausenjörg aufgesprungen und hatten den Grenzer noch unter der Türe aufgefangen, wo er ihm ein paar Worte ins Ohr flüsterte. Der Grenzjäger hatte ganz merkwürdig aufgehorcht und den Klausenjörg mit sich in seine Amtsstube hinübergenommen, wo sie noch über eine Stunde beisammen waren. Und als der Klausenjörg endlich das Wirtshaus verlassen hatte, wäre jeder Mensch, der ihn jetzt gesehen hätte, an seinem teuflischen Lachen erschrocken.

Darauf war er noch lange in der Nacht herumgeirrt, vielleicht um seinen Rausch und seine Wut auszulaufen, und erst im Osten der neue Tag dämmerte, näherte er sich seinem väterlichen Gehöft.

Die Türe am Haus stand weit offen, im Stall brannte Licht, und aus dem Schuppen kam ein klapperndes Geräusch, wie wenn die Sensen übereinandergeworfen würden: das Tagewerk im Klausenhof hatte also schon begonnen. Und als der Klausenjörg sich über den Hof ins Haus schleichen wollte, kam eben sein Bruder mit einigen

Sensen auf der Schulter aus dem Schuppen und trat ihm in den Weg. „Wo kommst du her? Wo bist solang gwesn?" herrschte er ihn an, mühsam seinen Ärger zurückhaltend.

Der Klausenjörg zuckte mürrisch die Schultern. „Woher? Dös ist schwer zu sagen . . ."

„Du bist wieder bsoffen g'si! Schau, daß nei kommst! Wenn der Vater dich so sieht . . ." Er brach ab, denn eben erschien der Alte unter der Türe. Mit zornfunkelndem Blick schaute er auf seinen Zweiten. „Was? Du kommst jetzt erst heim, wo die anderen Lütt wieder an d' Arbeit gehen? — Du Schandbub! Und bsoffen bist auch wieder amal g'si! — Herrgott, ja sieh's kommen. Der nächste Lump vom Schwarztann kommt diesmal aus dem Klausenhof!"

Jörg lachte höhnisch und spöttisch auf, wodurch er den Alten in einen immer größeren Zorn brachte, und zwar mit Absicht; denn er freute sich, wenn er andere Menschen recht ärgern konnte, zumal wenn ihn selbst etwas verdrossen hatte.

„Komm rein!" befahl der Alte bebend vor Zorn, und machte dann hinter ihm die Türe zu, als fürchtete er, den reinen, klaren Morgen durch den unseligen Streit zu entheiligen. Der ältere Sohn aber legte die Sensen weg und stellte sich lauschend unter das Stubenfenster . . .

Während der Alte erregt die Stube auf und ab lief und vor Aufregung nach Luft schnappte, stand Jörg trotzig da und schaute ihm höhnisch nach. Es war dies wieder einer der gewohnten Auftritte, die es in letzter Zeit so häufig im Klausenhof gegeben hatte, und sie hatten immer mit demselben Ergebnis geendet, nämlich mit einer fruchtlosen Strafrede des Alten und einer racheburstigen Störrigkeit des Jungen. Heut aber sollte es anders kommen, weil der Klausenbauer das heiligste Gebot mit Füßen treten sah. Eine zufällige Entdeckung hatte ihn gestern abend noch darauf kommen lassen . . .

„Du bist also beim Saufen g'si? M'r hend jetzt aber ebbas ganz anders z'tun!" sagte er und langte dann einen Stutzen von der Wand, von denen drei neben der Türe hingen. Er war verkümmert und die Eisenteile waren verrostet. Mit zitternden Händen hielt er dem Burschen den Stutzen unter die Augen. „Derweil die anderen sich rüsten und im Schießen üben, gehst du zum Saufen! Noch nicht an einzigen Schuß hast du aus deim Stutzen gmacht! Hast ihn nit amal putzt und hergricht, weißt nit amal, ob er geht! — Jörg! Jörg! Es geht auch dich an, wenn die Franzosen kommen! — — Oder möchtest du an deiner Heimat zum Verräter werden? Zum Taugenichts? Zum Schurken? Dann ghörst du auf der Tatz mit am Prügel erschlagen wie a Hund!" — — Er gab dem Burschen das Gewehr in die Hand: „Mach also an Mann! Stell dich jetzt a paar Stund naus, daß du 's Schießen lernst, und mach meim Haus wenigstens da kei Schand!"

Diese Maßregelung vertrug der Klausenjörg heute schlecht, weil er schon ohnedies zum Äußersten gereizt war. Er wechselte die Farbe, verzog den Mund, riß dann dem Alten die Flinte aus der Hand und warf sie ihm krachend vor die Füße: „Laß mich in Ruh mit dem Glump! Kein Schuß will i draus tun, solang i nit weiß, wozu!"

Der Klausenbauer war wie zu einem Stein erstarrt. Sein Gesicht war jetzt ohne einen Tropfen Blut. „So? Du weißt nit wozu? — — Du elender Kerl, du! Daß dich . . ." Er erhob die Hand und wollte sie dem ungeratenen Sohn ins Gesicht schlagen.

Der aber wich ihm aus, griff nach dem Stutzen am Boden und holte damit zu einem Gegenschlag aus . . .

Da flog die Tür auf: der ältere Sohn kam seinem Vater zu Hilfe, riß dem Tobenden den Stutzen aus der Hand und stieß ihn zurück.

„Naus!" donnerte der Alte. „Verräter, elender! Komm mir nie mehr unter die Augen!"

„Du brauchst mi bloß nauszahlen, dann hast du vor mir dei Ruh!" keuchte Jörg.

„Nauszahlen?"

„Mei Erbgut will i!"

„D' Höll sei dei Erbgut, du Lump, du elender!"

„Du willst nit?"

„Naus!"

„M'r rechnen scho noch ab miteinander, Alter, vielleicht erst, wenn die Franzosen kommen . . . Der Teufel hol die ganze Brut!"

Da packte der Ältere ihn beim Schopf und warf ihn zum Haus hinaus. Mit einem teuflischen Lachen floh der Klausenjörg den schwarzen Wäldern zu . . .

*

Heinrich Schrund hatte die ganze Nacht durchwacht. Sein Herz war zu stürmisch, sein Inneres zerwühlt. Er konnte heut keinen Schlaf finden. Unruhig wälzte er sich in seinem Bett hin und her, sprang oft auf, als müßte er einem davonfliehenden Gedanken nachjagen, eilte dann ans Fenster und starrte in die schwarze, schweigende Nacht hinaus. Warum mußte es gerade der Klausenjörg sein, der ihn den verbotenen Weg über den Fuchssteg gewiesen hatte? Den Schmugglerweg? Vielleicht wäre er unbedenklicher aufgebrochen, um endlich sein heimliches Vorhaben auszuführen, wenn es ein anderer gewesen wäre, der ihm den Weg verriet. Der Klausenjörg war eben ein Mensch, dem man nicht trauen konnte, nicht trauen durfte; er hatte so eine leise Ahnung, als ob man ihn in eine Falle locken wollte, und mindestens glaubte er, daß der, der es mit dem Klausenjörg zu tun hatte, sich in böse Mächte verstricken mußte . . . Oder war es doch nur das Bemühen seiner Eifersucht, um ihn wieder aus dem Schwarztann fortzuschieben, wo er so schlecht in die Liebeshändel um das Wirtstöchterlein hineinpaßte? Ja, wenn es ihm wirklich glückte, den Fuchssteg zu finden, dann war er allerdings bald draußen aus dem Schwarztann . . . aber nur für wenige Tage, weil er auf dem schnellsten und kürzesten Weg wieder zurückeilen wollte, um daheim zu sein, wenn der Sturm doch noch losbrechen sollte. Das konnte doch noch lange kein Verrat sein! Freilich war es ihm kraft der Sondergesetze verboten, das Tal auch nur für wenige Tage zu verlassen. Aber sein Gewissen war rein: er handelte ja nicht aus Feigheit, sondern hatte den besten Willen, wieder da zu sein, wenn die Feinde kamen, und sollte er seine Füße blutig laufen müssen. Und er konnte und durfte die verlassene Menschenseele in Chur nicht mehr länger über sein Verbleiben in Unkenntnis lassen. Es sah ja längst schon so aus, als wäre er ihr durchgegangen. Das durfte nicht sein! Er mußte also hinüber über die schwarzen Berge, auch wenn es auf einem Weg geschehen mußte, den der Klausenjörg ihm verraten hatte. Auf einem Schmugglerweg . . . War das ein Meineid? War das eine Fahnenflucht? Nein! Tausendmal nein! Jeder andere hätte an seiner Stelle gerade so gehandelt, gerade so handeln müssen, weil es eben keinen anderen Ausweg für ihn gab. Was gab es da noch lange zu überlegen? Doch höchstens nur das noch, was für diese heimliche Reise notwendig war: Schnelligkeit, Unerschrockenheit, aber auch Vorsicht, damit ihn auch wirklich niemand fassen konnte, falls er in eine Falle geriet . . .

Als sich am östlichen Himmel die erste Tagesröte zeigte, stand sein Entschluß felsenfest: Hastig packte er seinen Rucksack und rüstete sich zu einem Marsch nach Chur. Noch einmal warf er einen Blick durchs Fenster hinüber zum Klimmsteig. Alles war dort noch so wie gestern, und so würde es sicher auch morgen noch sein — und übermorgen — und derweil konnte er ja bald wieder zurück sein. Dann konnte man ja ruhigeren Gemütes warten, bis der Feind sich an den Felstoren zeigte . . .

Es war noch dunkel, als er in die Stube hinabging. Aber seine Schwestern waren schon bei der Arbeit. Rosin hantierte in der Küche, und Hanne kam eben mit einem Melkkübel vom Stall herüber. Er rief die beiden in die Stube.

Die Weiber musterten neugierig den selbstgepackten Rucksack, den er vor sich auf dem Tisch liegen hatte, und so sehr er sich auch zur Ruhe zwang, so entging es ihnen doch nicht, daß er bei allem, was er tat, eine gewisse Hast zeigte. Während er in seinen Taschen herumkramte, setzte er ihnen auseinander, daß er heut zum Breitjöchler aufsteige, vielleicht auch noch ein Stück weiter; es ließ sich ja nicht sagen, wie weit er komme. Der Scheibenhofersche Waldbesitz dort droben sei jedenfalls schon lange nicht mehr nachgeschaut worden, und so wolle er auch einmal dort droben nach dem

Rechten sehen, damit man gegebenenfalls im Herbst schlagen könnte. Es könne aber ein paar Tage dauern, bis er zurückkomme, aber sie wüßten ja dann, wo er sich aufhalte, falls man ihn brauchte. In den Nächten gedenke er in der Brentenhütte zu bleiben ... Er gab ihnen noch einige Anweisungen, was an den nächsten Tagen zu tun sei, und dann schnallte er den Rucksack um und verließ entschlossen das Haus ...

Die Weiber schauten Heinrich verwundert durchs Fenster nach, wie er gegen das Gebirge anstieg. „Was er bloß hat?" ließ Rosin sich hören.

„Was soll er denn haben? Seit er Scheibenhofer ist, wird er jeden Tag stolzer! Laß ihn allat springen. Dös vergeht ihm scho noch, aufm Breitjöchler Holz schlagn!" —

(Fortsetzung folgt.)

Die Zauberin von Florenz.

Eine Legende von **Hans Bethge.**

Es gab keinen Zweifel: Sie war die Schönste! Ganz Florenz lag ihr zu Füßen.

Dieses mittelalterliche Florenz war von keiner Gefühlsseligkeit beherrscht. Aber hier zerschmolz alle Rauheit der Sitten wie Schnee vor der Sonne. Der schönen Rosaura Montalboni gegenüber gab es nur Liebe und Hingebung, und auch der ungeschliffenste Bursche wurde, wenn er sie sah, von einem großen strahlenden Gefühl durchflutet.

Rosaura bezauberte alle. Zeigte sie sich auf dem Balkon ihres Palastes, so blieben die Leute in Scharen stehen, um staunend zu ihr emporzublicken. Schritt sie durch die Straßen, so wogte die Menge wie eine lange Schleppe hinter ihr her. Wo sie einkaufte, da kauften auch die anderen ein. Wenn sie lächelte, war alles beglückt. Zeigte sie eine Miene der Trauer, so gerieten alle, die sie sahen, in schwermütige Stimmung.

Sie hatte goldblondes Haar. Wenn sie es löste, flutete es wie ein goldener Mantel um sie her. Sie ging fast immer in Brokat. Sie war schlank wie eine junge Zypresse, und in ihren blauen Augen schien der Glanz des Himmels eingefangen zu sein.

Sie wohnte auf der rechten Seite des Arno. In der Umgebung ihres Palastes entstanden viele neue Häuser, da alles in ihrer Nähe wohnen wollte. Die Fischer, die auf der linken Seite des Flusses hausten, zogen auf die rechte hinüber, um ihr nahe zu sein. Die jungen Adeligen der Stadt wetteiferten voll Ehrgeiz um ihre Liebe. Sie liebte jedoch keinen.

Ein Jüngling aus der Familie der Strozzi, der Stolz seiner Eltern, warf sich verzweiflungsvoll in den Arno, da er von Rosaura nicht erhört wurde. Den jungen Lorenzo della Spina fand man eines Nachts mit erstarrten Gliedern ihrem Palast gegenüber tot auf der Straße, — er hatte Gift genommen, da Rosaura den Ansturm seiner Gefühle zurückwies. Eine Zeitlang schien es, als ob sie dem jungen Andrea di Creda freundlich gesinnt war. Er schwelgte schon in Träumen des Glücks. Da kehrte er eines Tages von einem Ritt nach Settignano nicht zurück. Man fand ihn erstochen in einem Pinienwalde. Seine Neider hatten ihn getötet.

Es gab Ehemänner, die des Mädchens wegen ihr Hab und Gut verschwendeten. Sie kauften Edelsteine und Perlen, nahmen gar die Schmucksachen ihrer eigenen Frauen und schickten sie Rosaura Montalboni zu, in der Hoffnung, sie auf diese Weise zu gewinnen. Es gab junge Leute, denen das väterliche Erbe nichts bedeutete, wenn es galt, es für Rosaura fortzuwerfen. Es war alles umsonst. Rosaura erhörte niemand.

Sie brachte ganz Florenz in Verwirrung. Die Eltern irregeführter Söhne klagten sie vor Gericht an, daß sie zu schön sei. Das Gericht wies die Anklage als unmöglich zurück.

Tage der Hungersnot kamen über die Stadt. Das Volk schrie nach Brot. Es empörte sich darüber, daß im Palast Rosauras bei Tisch noch immer die herrlichsten Leckerbissen aufgetragen wurden. Es wußte, daß Rosaura Montalboni noch immer abwechselnd in Milch und in Wein badete, daß selbst ihre Hunde besser genährt waren als die Bürger der Stadt. Der Unwille wuchs schließlich wild empor, und eines Tages stürmte man den Palast. Man schlug das Tor ein. Die Diener wurden überwältigt. Das Volk hielt ein und starrte beglückt zu ihr empor. Alle Mienen wurden heiter. Die lautesten Schreier neigten sich am tiefsten. Alles flutete in Demut zurück bezaubert durch ihr Lächeln — und hungerte weiter.

Dann aber kam etwas, was dem Dasein der Schönen in Florenz ein jähes Ende bereitete. Etwas Fürchterliches!

Giovanni, einer der angesehensten Männer aus der berühmten Familie der Pazzi, war seit langem Säckelverwalter der Stadt. Er genoß das unbedingte Vertrauen aller Florentiner. Eines Tages stellte es sich heraus, daß er den größten Teil des städtischen Besitzes veruntreut hatte, und zwar um Rosauras willen. Giovanni erhängte sich, als seine Verfehlung ruchbar wurde, an einem Zitronenbaum seines Gartens.

Nun zögerte das Gericht nicht länger, Rosaura vor die Schranken zu rufen. Man verurteilte sie zu einem eingebrannten Schandmal auf die Schultern und zur Verbannung aus Florenz. Die Richter hielten die Hände vors Gesicht, als das Urteil verkündet wurde, damit sie nicht schwankend würden, wenn sie das Mädchen anblickten.

Auf dem weiten Platz vor dem Stadthaus stellte man Rosaura an den Pranger. Man verhüllte ihr Gesicht mit einer schwarzen Maske, damit das Volk, bestochen durch ihre Schönheit, sie nicht befreite. Der Henker kam, um ihr das Brandmal aufzudrücken. Er riß ihr das Kleid vom Nacken, hob das glühende Eisen — und ließ es schnell wieder sinken, ergriffen von der vollendeten Schönheit ihrer weißen Schulter. Er neigte sich, und statt des glühenden Eisens drückte er einen glühenden Kuß auf die blumenhafte Haut.

Er weigerte sich auch in Zukunft, Rosaura zu brennen. Er mußte seine Weigerung mit dem Tode büßen. Es fand sich niemand, der gewagt hätte, das Eisen gegen sie zu erheben.

Man schaffte sie, die immer noch die schwarze Maske vor dem Antlitz trug, auf einem Wagen zur Stadt hinaus. Die Fahrt durch die Straßen glich einem Triumphzug. Alles winkte ihr seligen Auges zu, die Jünglinge folgten dem Wagen in flammender Erregung und sangen Liebeslieder. Man brachte sie in die Nähe von Siena, wo sie auf einem Landgut bei Verwandten Wohnung nahm.

Sie durfte nicht nach Florenz zurück.

Man hatte Angst vor ihrer Schönheit.

„Gratisdoktor" erzielt Riesenpraxis!

Entsprungener Geisteskranker „behandelt" die Pariser.

Vielen Parisern läuft noch nachträglich ein Gruseln über den Rücken, wenn sie daran denken, daß sie mehrmals zu einem „Arzt" in die Sprechstunde gingen, der jetzt von der Polizei als entsprungener Insasse einer Heilanstalt für Geisteskranke entlarvt wurde.

Seit mehreren Monaten bereits hatte sich in Paris ein gewisser Dr. Beneteau den Ruf eines Menschenfreundes erworben. „Die Zeiten sind schlecht", erklärte der Doktor des öfteren in Kollegenkreisen und auch unter seinen Patienten, „und es muß in Paris einen Arzt geben, der seine Patienten umsonst behandelt!" Dr. Beneteau war ein solcher Arzt. Er behandelte seine Patienten gratis, sozusagen aus Vergnügen und aus Menschenliebe. Ist es ein Wunder, daß sich die Kunde von diesem menschenfreundlichen Arzt wie ein Lauffeuer verbreitete und das Wartezimmer Dr. Beneteaus immer gedrängt voll von Menschen war?

Die ärztlichen Kollegen des menschenfreundlichen Arztes, der die Gratisbehandlung eingeführt hatte, sahen nicht recht klar. Auch bedeutete der neue Arzt für sie eine erhebliche Konkurrenz, da sie noch immer darauf angewiesen waren, für ihre ärztliche Behandlung auch Honorare zu nehmen. Niemand wußte, woher Dr. Beneteau die Mittel hatte, sich so als Wohltäter der Menschheit aufspielen zu können.

Auffallend war, daß in besonders schwierigen Fällen Dr. Beneteau seine Patienten bekannten Pariser Fachärzten zur Weiterbehandlung zu überweisen pflegte. Dabei konnten seine Kollegen immer wieder die Beobachtung machen, daß ihr junger Kollege außerordentlich sichere Diagnosen stellte.

Gründlicher als die Kollegen begann aber eines Tages die Pariser Polizei Herrn Dr. Beneteau auf die Finger zu sehen. Der junge „Arzt", der erst 24 Jahre alt war, hatte sich am Kopf seiner Rezepte hochtrabende Titel beigelegt.

Unter anderem las man hier „Chef der klinischen Abteilung der medizinischen Fakultät von Paris“. Es lag auf der Hand, daß der Doktor bei seiner Jugend derartige Titel noch gar nicht erworben haben konnte.

Sechs Monate lang „blühte“ die Praxis Dr. Beneteaus, und nicht ein einziges Mal hatte der menschenfreundliche Doktor für seine ärztliche Hilfe ein Honorar angenommen. Und im allgemeinen waren die Ergebnisse seines Wirkens sogar ganz ausgezeichnet. Dennoch hat dieser Tage die Pariser Polizei seiner Praxis ein Ende gemacht. Denn die hatte inzwischen herausbekommen, daß der Gratisdoktor überhaupt gar kein Arzt war und niemals den medizinischen Doktorgrad erworben hatte. Man wäre vielleicht niemals hinter diese Tatsache gekommen, wenn nicht der unglaubwürdige Titel auf seinen Verordnungen ihn verraten hätte.

Louis Beneteau, so hat sich herausgestellt, ist — ein Verrückter, der vor acht Monaten aus einer bei Paris gelegenen Heilanstalt für Geisteskranke entwichen ist. Woher er das Geld zur Eröffnung einer Praxis nahm, ist bis heute noch ungeklärt.

Negerjunge Johannes wühlt im Sande.

Seltsame Abenteuer eines Riesendiamanten. — Im gewöhnlichen Postpaket von London nach Newyork. — Greta Garbo kauft „ein Zwölftel“.

Vor kurzem hat Greta Garbo den schönsten von den zwölf Jonkheer-Brillanten erworben. Dieser Edelstein ist der zwölfte Teil eines Riesendiamanten, der eine abenteuerliche Geschichte hinter sich hat.

Jacobus Jonkheer war ein holländischer Auswanderer und Diamantensucher. Er hatte sich eine Farm in Transvaal gekauft, da er bald einsah, daß die Diamantenschürferei nicht allzu viel Aussichten bot. So lebte der Holländer mit seiner Frau und zwei Kindern als Farmer in ziemlich guten Verhältnissen. Eines Tages — es war vor etwa fünf Jahren — entdeckte der Farmer unweit seiner Behausung eine tote Negerin, neben der ein kleiner Negerjunge erbärmlich wimmerte. Nur mit Mühe gelang es Jonkheer, von dem Jungen zu erfahren, daß seine Mutter dem Biß einer Giftschlange erlegen war und daß der Negerjunge Johannes hieß. Jonkheer, ein gutmütiger Mann, nahm sich des verwaisten Negerknaben an, erzog ihn auf der Farm und behandelte ihn wie ein Mitglied der Familie.

Im Januar 1934 brachte der schwarze Johannes einen schön schimmernden Stein, den er im Sande gefunden hatte. Jonkheer betrachtete den Stein und seitdem ging eine Veränderung in seiner ganzen Lebenshaltung vor sich. Vor allem zeigten sich weder der Farmer noch seine Söhne auf dem Felde. Was Frau Jonkheer anbelangte, so sah man sie nicht anders als in der Begleitung ihrer schwer bewaffneten Söhne. Des Rätsels Lösung war, daß Frau Jonkheer den von Johannes gefundenen Stein in einem Lederbeutel am Halse trug. So viel Erfahrung hatte der ehemalige Diamantengräber, um zu wissen, daß das Schicksal ihm einen Diamanten, der so groß wie ein Hühnerei war, von tadelloser Qualität dazu, in die Hand gespielt hatte.

Jonkheer schickte mehrere Telegramme in Codesprache, die auf dem Telegraphenamt nicht verstanden wurden, nach Amsterdam, London und Newyork. Bald darauf bekam die Familie Jonkheer Besuch. Ein Auto hielt vor der Tür, aus dem mehrere Herren mit geschäftlicher Miene ausstiegen. In einem streng verschlossenen Zimmer, vor dessen Tür wiederum die Jonkheer-Söhne Wache hielten, wurde eine Konferenz abgehalten. Die Sachverständigen aus Amsterdam, London und Newyork — das waren die Herren — stellten folgendes fest: Der unbearbeitete Diamant wog 726 Karat. Da der größte Diamant der Welt „Prémier“, ein Gewicht im rohen Zustand von 3032 Karat, der Culinar-Diamant ein Gewicht von 3025 Karat, Exzelsior von 971 und der Großmogul von 778 Karat besaß, so war der „Jonkheer“ — der Stein wurde nach dem Namen seines Besitzers getauft — also der fünftgrößte Brillant der Welt. Aber nicht das allein bestimmte seinen Wert. Der Stein hatte nämlich nicht den geringsten Schönheitsfehler. Die Geschäftsleute machten ein Angebot und reisten zurück. Der Stein wanderte wieder in den Lederbeutel, den Frau Jonkheer um den Hals trug. Bald darauf konnte man den Farmer in Kapstadt sehen, er trug elegante Kleidung und besuchte teure Lokale. Man erfuhr unter der Hand, daß er inzwischen den Jonkheer-Diamanten direkt an den Präsidenten der Diamond-Corporation in London für 75 000 Pfund, also für ca. 1 Million, verkauft hatte. Der Käufer machte aber bald darauf ein besseres Geschäft als der ursprüngliche Besitzer, denn es gelang ihm, dem Juwelenhändler Harrie Winston aus Newyork den Stein für die doppelte Summe zu verkaufen. Winston wiederum versicherte den Jonkheer-Stein für 4 Millionen. Man schickte den Stein in einem gewöhnlichen eingeschriebenen Paket von London nach Newyork. Das millionenschwere Juwel lag zwischen gewöhnlichen Postpaketen. Diese Beförderungsart hatten Sachverständige als die sicherste empfohlen. Die Leute aber, die den Stein vom Newyorker Postamt abholten, hatten Taschenmaschinengewehre.

Der herrliche Stein wurde dann Presseleuten gezeigt. Das Zimmer war streng bewacht und ein Panzerauto hielt vor der Tür. Ein findiger amerikanischer Reporter erklärte, daß ein Interview mit dem Jonkheer-Brillanten schwerer zu erreichen gewesen wäre als ein Gespräch mit irgend einem Staatsoberhaupt. Nun erklärte der neue Besitzer des Jonkheers, Mr. Winston, daß nach dem Schleifen der Jonkheer-Stein der größte der Welt sein würde, denn er hätte das Gewicht von 540 Karat, während der Culinar trotz seiner ursprünglichen Größe von 3025 nach Bearbeitung nur ein Gewicht von 516 Karat erreichte. Wer sollte aber einen Brillanten von einem so ungeheuren Wert kaufen? Nicht einmal indische Maharadschas legen ihr Geld heute in Juwelen an. So blieb nichts anderes übrig, als den sagenhaft teuren Stein zu teilen.

Im Jahre 1936 wurde der Jonkheer zunächst in drei Teile zersägt. Die Arbeit wurde von einem der größten Fachleute auf dem Gebiet, einem Belgier, in einer Schleiferei in Amsterdam übernommen. Beinahe hätte Mr. Winston in diesen Tagen einen Nervenzusammenbruch erlitten. Der belgische Fachmann erklärte, daß auch er nach Beendigung der unerhört verantwortungsvollen Arbeit mit seinen Nerven völlig herunter war. Aber nicht einmal ein Drittel des Jonkheer-Diamanten konnte man verkaufen. Mr. Winston entschloß sich daraufhin, zwölf Jonkheers herzustellen. Der von Greta Garbo für eine schwindelnde Summe gekaufte Stein [illegible] 145 Karat und heißt „Greta Garbo Jonkheer.“



Lustige Ecke



Die guten Freundinnen.



„Edith ist ja ganz süß — wie gewöhnlich sie sich aber kleidet!“

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg